

## **BücherFrauen-Literaturpreis „Christine“**

### **Laudatio auf Mely Kiyak und ihr Buch „Frausein“**

Liebe Mely Kiyak, liebe BücherFrauen, sehr geehrte Damen und Herren,

ich bin sehr glücklich darüber, dass wir Sie, liebe Mely Kiyak, heute hier im Literaturhaus Berlin für Ihr Buch „Frausein“ mit dem ersten Literaturpreis der BücherFrauen auszeichnen dürfen, der „Christine“. Benannt ist er nach Christine de Pizan, Philosophin und erste Berufsschriftstellerin Frankreichs, streitbare Intellektuelle und Kämpferin für die Gleichstellung der Frauen, deren bekanntestes Werk das 1405 erschienene „Buch von der Stadt der Frauen“ ist.

In ihrem 2018 veröffentlichten Essay „Haltung. Gegen das Lautsein“ schrieb Mely Kiyak, sie „schaffe es nur durch strikte Weltabgewandtheit“, sich der Welt zuzuwenden. Sie plädierte darin für den „Mut zum Leisesein“ und charakterisierte das Schriftstellerinnendaseins mit dem folgenden Paradox: „Ich will nicht dazugehören und doch gehört werden. Ich will gelesen werden, aber nicht gesehen“.

Mely Kiyak meidet die Öffentlichkeit und zieht sich gerne zurück, ins Kloster, auf eine Insel und vor allem immer an ihren Schreibtisch – und ist umso konzentrierter und präsenter. Sie „hechele nicht mit“, wie sie es kürzlich in einem langen Interview mit Anna Seibt in der Deutschlandfunk-Sendung „Zwischentöne“ nannte. Sie kommentiert nicht das, was alle anderen kommentieren, sondern ist auch in ihren Texten völlig autonom. Ihre brillant formulierten Texte „von der Seitenlinie aus“ sind so klug wie unbequem – und nie langweilig.

In ihrer Dankesrede auf den Kurt-Tucholsky-Preis für literarische Publizistik, mit dem sie im September dieses Jahres ebenfalls ausgezeichnet wurde, unterschied Mely Kiyak ihr Dasein als Schriftstellerin deutlich von dem der Journalistin oder Sachbuchautorin und erklärte: „Ein Autor schreibt nicht für die Leser, adressiert nicht insgeheim die Politik, sitzt nicht im Regierungsflieger, isst nicht Häppchen beim Ministerempfang. Braucht nicht geliebt werden. Ist nicht rechenschaftspflichtig.“

Mely Kiyak ist als Schriftstellerin, als Intellektuelle, als politische Kolumnistin im wahrsten Sinne des Wortes eigenständig. Dafür bekommt sie viel Beifall, erfährt aber immer auch wieder großen Widerstand.

Sie hat „Briefe an die Nation“ verfasst und großartige Kolumnen für das Maxim Gorki Theater, in denen sie das Weltgeschehen kommentiert und über all das schreibt, was ihr

rechts und links begegnet. Diese Theaterkolumnen, die bisher per Newsletter ins Haus kamen, werden im Frühjahr bei Hanser auch als Buch erscheinen. Der Titel: „Werden Sie uns mit FlixBus deportieren?“

Ob als Kolumnistin oder als Schriftstellerin: Mely Kiyak wird gelesen und gehört.

Studiert hat sie am Literaturinstitut in Leipzig unter anderem bei Herta Müller, die auch in „Frausein“ einen bemerkenswerten Auftritt als strenge Text-Kritikerin hat. Die Reduktion und die Konzentration auf das Wesentliche habe sie unter anderem bei ihr gelernt.

In „Frausein“ heißt es über das Schreiben:

„Ich kann nicht schreiben. Sondern: Ich schreibe. Das ist ein Grundsatz, der mich häufig entlastet. Man *kann* nicht schreiben. Man versucht es. Die Kunst – nicht der Kunstbetrieb – ist demokratisch und gerecht. Sie hat ihre Arme weit geöffnet. Das hier ist kein Gebäude. Ich muss nicht warten, dass man mich hineinlässt. Ich brauche keine Einladung und daher kann mich auch niemand rauswerfen. Niemand kann etwas gegen mein Schreiben unternehmen. Gegen meinen Willen, das zu tun. Ich muss keinen Raum zugewiesen bekommen. Ich habe etwas gelernt, das mir gehört, das ich füllen kann, mit meinem Anliegen. Ich bin autonom. Absolut und ohne jede Einschränkung autonom. Das macht mich frei. Als Autorin, als Frau, als Mensch. Total frei.“

Neben der fast euphorisch gefeierten Autonomie und dem unbedingten Freiheitswillen der Ich-Erzählerin gibt es immer wieder Phasen des Selbstzweifels, der Enttäuschung, nach denen sie wieder Kräfte sammeln muss, sich ermutigen muss, um wieder sagen zu können: „Ich mache das jetzt einfach. Ich schreibe.“

Nach ihrem Studium am Leipziger Literaturinstitut und ihrem Abschluss als diplomierte Schriftstellerin wollte Mely Kiyak sich zunächst einmal mit ganz anderen Dingen beschäftigen. Sie wollte das Gärtnern lernen. Und kam auf der Suche nach einem geeigneten Ort, bei dem es nicht einfach darum ging, irgendwo 3000 Alpenveilchen umzusetzen, in den Klostergarten der Abtei zur Heiligen Maria, einem Benediktinerinnenkloster in Fulda. Zunächst für ein paar Tage, dann wurden die Aufenthalte immer länger, schließlich wurde es ein ganzes Jahr und sie kehrte auch danach immer wieder zurück. Sie entdeckte nicht nur den Reichtum des Klostergartens, sondern stieß auch auf dichtende Nonnen; auf Nonnen, die sich als Pionierinnen, Feministinnen und Revolutionärinnen entpuppten. Mit einer von ihnen gab sie sogar mehrere Jahre lang die älteste biologische Gartenzeitschrift mit heraus, „Die Winke für den Biogärtner“. Und ein Buch über die Nonnen und die Beete, Natur und Klausur gibt es auch: "Ein Garten liegt verschwiegen ..."

Mely Kiyak, deren kurdische Vorfahren aus einem Ort stammen, der „Der Garten“ heißt, liebt nicht nur das Gärtnern, aber auch die Botanik, das Wissen über den Garten. Im Kloster ist das Handwerkliche, ist das Arbeiten mit und in der Natur mit dem Intellektuellen verknüpft. Neben dem Gärtnern spielten auch das Lesen, die Schrift und die Musik eine große Rolle im Kloster. Als Parallele zwischen der Musik und dem Gärtnern sieht Mely Kiyak, dass beide etwas zum Leben erwecken können. Was natürlich ebenso für die Literatur gilt.

Musik ist in Mely Kiyaks Erzählung „Frausein“ immer präsent, nicht thematisch, aber im Erzählfluss, in der Rhythmik der Sprache und in deren Musikalität. Mely Kiyak hegt und pflegt und bearbeitet die Worte – so stelle ich es mir vor –, bis die Präzision und Melodik erreicht ist, die ihre besondere Stimme ausmachen, die den ihr eigenen Sog entwickeln, die ihr Schreiben kennzeichnen.

Vom „Schreiben-Können, vom Schreiben-Wollen und vom Schreiben-Dürfen“ erzählt sie in „Frausein“, vom Studium der Literatur, vom Weg der Gastarbeitertochter zur Schriftstellerin, vom Erzählen, das zur Schreibkunst wird.

„Ich erkannte eine unbestimmte Sehnsucht nach einem Leben, in dem das Lesen und Schreiben im Vordergrund stand. Der Schreibtisch. Und alles andere erst danach. Ich sehnte mich nach Stille“, heißt es in „Frausein“. Der Wunsch nach Stille ist ein wiederkehrendes Leitmotiv, hier wie in dem anfangs erwähnten Essay „gegen das Lautsein“.

Und natürlich geht es in „Frausein“ darum, wie die Ich-Erzählerin sich als Frau sieht, was das Frausein für sie bedeutet:

„Ich bin eine Frau. Ich bin es gerne. Da ist kein Hadern. Kein Bedauern. Kein Mangel. Aber auch kein Überfluss.“

Von einem Dasein als Frau ohne Überschwang, aber auch ohne Bedauern erzählt Mely Kiyak so persönlich wie universell, so konzentriert wie präzise. Es geht um die Suche nach dem eigenen Weg bzw. dem Weg der Ich-Erzählerin, um die notwendige Unabhängigkeit als Frau und als Schriftstellerin. Und um die Schwierigkeit zu wissen, wie dieser Weg aussehen könnte.

Wir erfahren, wie die Fünf- oder Sechsjährige bei einem Besuch bei der Familie in einem kurdischen Dorf verkündet, dass sie niemals heiraten und Kinder bekommen will.

Wie der Vater seinen Kindern erklärt, dass sie werden könnten, was sie wollten – und wie bedrohlich diese Ermutigung zugleich klang.

Wir lesen vom immer nur fremderzählten Gastarbeiterleben in Deutschland.

Vom Verzicht als Normalzustand.

Von den Aufenthalten in der Türkei und den bildreichen, poetischen und humorvollen Schilderungen der Cousine über ihre erotischen Erfahrungen.

Wir hören von der Angst aufzubrechen, als Erste der gesamten Familie auf die Universität zu gehen.

Von der Qual des Studiums inmitten von gebildeten Kindern gebildeter Eltern.

Vom ersten Liebhaber.

Von der Verwandlung vom ordentlichen zum außerordentlichen Familienmitglied.

Vom Wechsel des Fachs, des Studiums, der Stadt.

Von einem brutalen Gewaltakt eines Mannes in einer Telefonzelle und davon, wie die neue Mitbewohnerin zur Freundin wurde.

Von der Einladung zum Bewerbungsgespräch im Literaturinstitut und von der Überwindung der Sprachlosigkeit.

Von der Offenbarung der Schriftstellerschule und von der Lust auf die gesamte Bandbreite des Erzählens.

Von Freiheit und Autonomie.

Von traurigen Frauen und davon, keine „Zweismammasfrau“ sein zu wollen.

Von der Ruhe und Zufriedenheit des Mit-Sich-Selbst-Seins.

Vom Lösen aus sozialen Beziehungen.

Vom Spaziergehen.

Vom Alleinsein.

Und wir erfahren von Krankheit und vom Verlust der Sehkraft.

Von Schmerzen, von Medikamenten und Operationen.

Von fehlgeschlagenen Eingriffen.

Mit dieser Katastrophe beginnt „Frausein“ und es endet mit ihr. Aber es endet auch mit dem unbedingten Lebenswillen.

Und mit dem Bedürfnis zu schwimmen:

„Ich gehe wieder schwimmen. Viel und häufig. Obwohl ich es nicht soll. Die Augen dürfen sich nicht infizieren. Das Wasser trägt mich. Niemand sonst kann das tun. Ich ziehe lange Bahnen oder lasse mich treiben.“

Nach diesem letzten Satz möchte man sofort wieder von vorne beginnen. Das Buch wirkt nach, es ist eindringlich und intensiv, es bewegt nicht nur bei der ersten Lektüre, sondern auch beim wiederholten Lesen.

„Frausein“ hat mich durch seinen ganz eigenen Ton, durch seine große sprachliche Kunstfertigkeit, seine thematische Bandbreite und durch seine gesellschaftliche Relevanz überzeugt. Das Buch macht Mut, den eigenen Weg zu gehen, eigenständig und unabhängig.

Liebe Mely Kiyak, ich danke Ihnen für Ihre klaren, geschliffenen Sätze, für ihr Plädoyer für weibliche Autonomie und dafür, dass Sie uns in Ihre Weltsicht eintauchen lassen.

Ich gratuliere Ihnen sehr herzlich zum ersten BücherFrauen-Literaturpreis „Christine“!

© Britta Jürgs, 5.11.2021